

Zeitschrift: Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastic grischun
Herausgeber: Lehrpersonen Graubünden
Band: 37 (1977-1978)
Heft: 5

Artikel: Im vergessenen Winkel : ein Schulwinter in den Bündner Bergen
Autor: Rutishauser, Karl Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-356558>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im vergessenen Winkel

Ein Schulwinter in den Bündner Bergen

Karl Albert Rutishauser



Hoch oben in den Vorbergen der Rätikon-Kette, zwei Stunden von dem Prättigauer Taldorfe S entfernt, liegt ein einsames Bergdörfchen, dessen Namen ich nicht verraten will. Keine Fahrstrasse, sondern nur ein höchst primitiver, holperiger Saumpfad, der stellenweise halb kletternd begangen werden muss, führt vom Talgrunde der Landquart da hinauf. Ein altersgraues Kirchlein, in dessen Türmchen zwei uralte Glöcklein hängen, und einige weiterstreut umherliegende Holzhäuschen bilden die ganze Ortschaft.

In dieses Bergdörfchen nun war ich im August des Jahres 1872 als Lehrer berufen und im Spätherbst dieses Jahres, als eben ein schneidend kalter Novembersturm die gelben und roten Buchenblätter herzlos von den Bäumen riss, wanderte ich mit höchst geteilten Gefühlen meinem Bestimmungsorte zu. Drunten an den Ufern des Bodensees oder im schönen Gelände des Thur- und Tösstaales, wo der «Bachtobler», «Goldenberger», «Wartgütler» und «Neftenbacher» reift und in der Lenzzeit die ganze Gegend einem Paradiese gleicht, schien es mir

doch schöner zu leben, als da oben in diesen weltverlorenen Bergeinöden, wo sich die Füchse und Hasen gegenseitig «gute Nacht» sagen.

Je mehr ich mich vom Hauptorte des Tales entfernte, desto unfreundlicher wurde die Gegend. Das liebliche Tal war allmählich meinen Blicken entschwunden: Felsen vor mir und Felsen zu meinen Seiten; nur hinter mir noch ein freier Ausblick auf die grauen Hörner und ihre benachbarten Berge. Ein paar Ställe und Heuschober — ein Geröllplatz mit seinem Krüppelgesträuch — eine Bergwiese wieder — ein jäher Felsenhang — ein wilder Gebirgsbach — ein mühsamer Aufstieg über Urschieferblöcke — ein Stück Urwald mit halb vermoderten Baumstämmen — ein paar Rufenen — zerstreute Felsblöcke — grausige Hohl-gassen — einige Ställe und altersgraue Wohnhäuschen — Wiesen — die letzten Buchenwaldungen — und — endlich nach zweistündigem, mühsamem Marsche das auf Bergwiesen gebettete Dörfchen an sonziger Halde — ein Idyll im Hochgebirge — grossartig — aber mit wenig Anmut! —

Das ganze Dörfchen war bei meiner



Ankunft wie ausgestorben; nirgends zeigte sich ein Mensch, um mich zu begrüßen oder mich gar willkommen zu heissen. Um einen höchst primitiv angelegten Bergbrunnen spielten einzig ein paar kleine Kinder, die jedenfalls die Schule noch nicht zu besuchen hatten. Flüsternd steckten sie ihre Lockenköpfchen zusammen und betrachteten mich mit grossen Augen so verwundert, als ob sie ihrer Lebtag noch niemand anders gesehen hätten als Vater und Mutter oder Geschwister. Ich las den Unwillen über meine Störung in ihren Augen. Es war mir, als wollten sie mich fragen: «Was willst du bei uns? — und wer gibt dir ein Recht, unsere süssen Traumbilder zu zerstören? Hast du auch Liebe für die Kinder und haben dich deine gelehrten Studien so weit gebracht, unsere Gedanken zu verstehen und unsere Gefühle mit aller Herzenswärme zu empfinden

und im kindlichen Geiste zu geniessen?» — Ich ging zu diesen Kindern hin und suchte durch ein paar herzliche Worte ihr Vertrauen zu mir zu wecken. Ich bot ihnen meine Hand, und sie reichten mir die ihrigen; sprangen dann aber sogleich fort, als ich mit ihnen zu plaudern anfangen wollte. Da und dort hinter einer Hausecke versteckt schaute noch ein lichtiges Kinderauge rekognoszierend nach mir aus, verschwand aber sofort wieder, wenn mein Blick es traf.

Ich schritt dem nächstliegenden Häuschen zu; es war ein Wirtshaus ohne Schild, das man mir im Tale schon bezeichnet hatte. Die Haustür stand offen. Im rauchgeschwärtzen Gange, der zugleich auch als Küche diente, war eine Unordnung, die derjenigen in den Häusern der alten Helvetier gleichen mochte, als diese sie verliessen: Viehgeschirr und Kübel, Holzschuhe und verrostete Pfannen, Ketten und abgenützte Kleidungsstücke lagen wirr durcheinander. — Ich pochte höflich an der Stubentüre an; aber ich vernahm kein einladendes «Herein!» von innen heraus. Ohne lange Umstände zu machen, öffnete ich die Tür und trat in die Stube. — Eine uralte Frau, ähnlich derjenigen, die hie und da das schöne Lied «Uf der Alm, da gibt's kei Sünd!» humoristisch illustriert, sass am Spinnrocken und arbeitete emsig. Weil sie übelhörig war, beachtete sie mich nicht. Ich grüsste sie; aber sie hob ihr Auge nicht von der Arbeit auf. Ich rief; aber der Schall meiner Stimme drang nicht an ihr Ohr. Erst als ich wie ein Löwe brüllte, erwachte sie aus ihren lethargischen Träumen, erhob sich von ihrem Sitz und

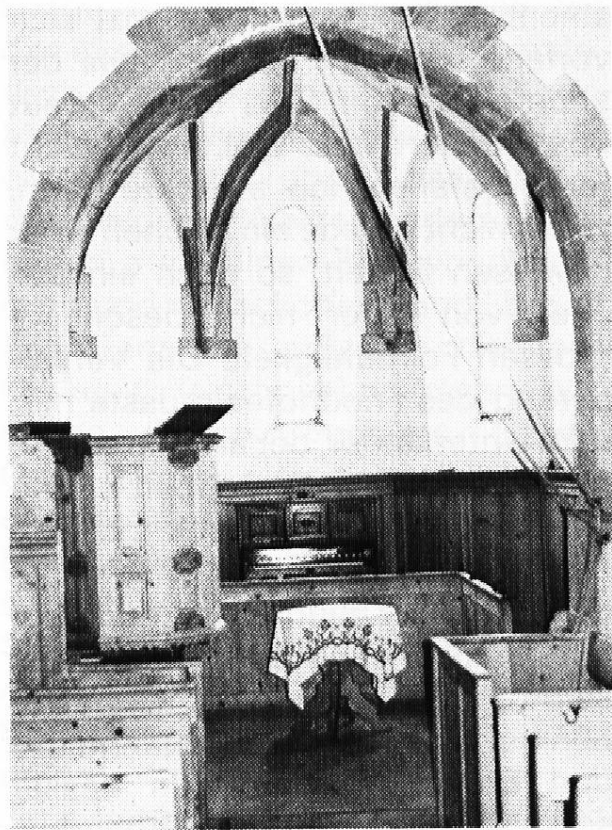
streckte mir, ohne sich von der Stelle zu bewegen, ihre magere, dürre Hand entgegen, die ich herzlich drückte.

Mit lauter Stimme bestellte ich mir etwas Wein, Käs und Brot; aber die gute Alte erfüllte, da sie mich nicht verstand, meinen Wunsch nicht. «I verstoh-n-i gwöss nöd, was ihr säget!» war ihre halb mürrische Antwort, und dann setzte sie sich wieder und spann weiter.

Müde nahm ich auf einem neben dem Lehmofen stehenden «Gut-schi» (eine höchst primitive Art Sofa) Platz und hörte dem einschläfernden Geräusch ihrer Spindel zu. Als ich Anstalten machte, mich niederzulegen, ging sie in die Nebenkammer und holte ein Federkissen, das sie mir zuvorkommend unter den Kopf schob. Ich segnete die gute Alte im Stillen für ihre freundliche Handlung und schlief, von meiner Bergwanderung ermüdet, allmählich ein. Süsse Traumbilder aus der Heimat umgaukelten mich, und als ich wieder erwachte, stand die Sonne schon hoch am Nachmittagshimmel. Ich erhob mich und als die Alte dies bemerkte, lächelte sie, und dieses Lächeln hatte so etwas Schönes, wie der verglimmende Abendsonnenglanz an hohen, kahlen Felswänden.

Ich verspürte gewaltigen Hunger, konnte mich aber der übelhörigen Alten gegenüber nicht verständlich machen. Und wenn ich es auch noch gekonnt hätte, wer bürgt mir dafür, dass die Matrone mein Verlangen hätte befriedigen können? Nach diesem stärkenden Schlaf trat ich vor das Haus, um die frische Bergluft in vollen Zügen einzuatmen, schritt die sonnige Halde hin-

unter, dem Dorfkirchlein zu, sah mich in dessen Innerem um: es war nichts Interessantes zu finden – keine alten Fresken – keine wertvollen Glasscheiben oder künstlich ge-



schnitzte altertümliche Kirchenstühle. Das Glockenseil hing recht unästhetisch mitten in den Kirchenraum herunter und das Känzelchen mit einem alten Sanduhrgestell stand kaum drei Fuss über dem Boden.

Ich ging hinaus auf den stillen Platz, wo die Toten schlafen – auf den kleinen Bergfriedhof – und suchte an den wenigen primitiven Grabdenkmälern, meistens Holzkreuzen, die regenverwaschenen Inschriften zu lesen; aber meine Mühe war vollständig vergebens! Ausser dem Namen, dem etwa einmal «ehrenfester Gatte» oder «Vater» oder «tugendhafte Jungfrau» beigefügt war, konnte ich sonst nichts weiter her-

ausbringen. Das, was ich lesen konnte, war mir aber genug; ich musste in einer Gegend sein, wo man die Tugend jedem andern Besitztum vorzog. Dass aber kein einziger Grabhügel mit einem Rosenstöcklein, einem Geranium oder einem Nelkenbusch bepflanzt sich vorfand, sondern der eine wie der andere nur von Gras und Unkraut überwuchert war, wollte mir nicht recht gefallen; ich erblickte darin, wenn nicht gerade ein Zeichen einer gewissen Roheit, so doch ein solches von einer nicht besonders grossen Feinfühligkeit. Die Verwilderung des Friedhofes musste mir, dem Unterländer, der an eine solche nicht gewöhnt war, doppelt auffallen. Doch musste ich mir zur Entschuldigung der Leute wieder sagen, dass der Blumenschmuck auf Totenhügeln ebenso bedeutungslos sein kann, wie der erheuchelten Tränen bei einem Leichenbegängnis — und Ehrlichkeit immerhin besser sei, als ein lügnerischer Schein! Ich verliess den stillen Ort und schritt traumverloren dem Schulhause zu. Es war ein einfaches Blockhäuschen, wie man es in Gebirgsgegenden überall antrifft. Das Schulzimmer, die Lehrer- und Pfarrerwohnung befanden sich in einem und demselben Gebäude, erstere auf der West-, letztere auf der Ostseite desselben. — Die Tür stand offen. So trat ich also ein und besah mir die Räumlichkeiten, die für ein halbes Jahr mein Heim sein sollten. Das Schulzimmer war klein und niedrig und dem Modergeruche nach zu schliessen wohl schon lange Zeit nicht mehr gelüftet worden. An den kleinen Fenstern waren die meisten rauchgeschwärzten Schei-

ben zerbrochen, und Papierstücke und undurchdringliche Spinnweben deckten die schadhafte Stellen. Weder die Schultische noch das Gesimse liess sich berühren, ohne eine dicke Staubschicht an den Fingern zurückzulassen. In den lotterigen Wandschränken, die für keinen Antiquar Wert gehabt hätten, befanden sich einige beschmutzte und zerrissene Testamente und Psalmbücher aus Urgrossväter-Zeiten, einige Haselstöcke, die an die Viehzucht erinnerten, zerbrochene Tintenfässer der alten Rätier und allerhand sonstiger Unrat, den ich nicht Lust hatte, weiter zu durchmustern. Des Schulmeisters rauchgeschwärzte Küche — ohne fette Fleischbrocken — befand sich im Hausgang, und einige verkohlte Holz- und Gewebestücke und alte Polenta-Überreste im halbzerfallenen Herde waren Zeugen des entschwundenen herrlichen Lebens. Die früheren Pädagogen mussten meiner Vermutung nach den Höhlenbewohnern angehört haben; denn keine Knochenüberreste der zahmen Haustiere fanden sich da; doch war ich wieder versucht zu glauben, dass ihnen die Kulturfortschritte der späteren Pfahlbauer nicht gemangelt haben; denn die Haselstöcke-, Getreide- und Geweüberreste etc. liessen darauf schliessen, dass sie schon Ackerbau und Gewerbe getrieben, und eine verrostete Pfanne im Hintergrunde bewies deutlich, dass ihnen das Eisen nicht unbekannt gewesen war. Der von der Küche durch ein Loch erreichbare Keller glich einer wahren Räuberhöhle, und in dem dunklen modergerucherfüllten Verliesse befanden sich einige halbverfaulte

Holzstücke, wahrscheinlich frühere Fasslager aus der Zeit, da das Veltlin noch zu Bünden gehörte, und zerbrochene Schnaps- oder Weinflaschen bei verdorrten Christbäumen. Ob einst der Herr Pfarrer oder der Schulmeister dem stillen Trunk ergeben war, plauderten die gläsernen Zeugen nicht aus.

Der Schlafraum des Lehrers war zu dem eben Geschilderten ein würdiges Seitenstück. An der geschwärzten Wand standen einige Rechnungen, die sich nicht in allzuhohen Zahlen bewegten. Wahrscheinlich hatte da ein früherer Pädagoge Untersuchungen darüber angestellt, ob sein vierundzwanzigwöchiger Haushalt mit einem Vor- oder Rückschlag endige; jedenfalls war die Methode jedem Nachfolger anzuempfehlen, konnte aber — um nicht allzugrosse Enttäuschungen zu bringen — nicht früh genug begonnen werden.

Ein durchgehender, dunkler Gang brachte mich in die ebenfalls leerstehende Pfarrerwohnung, die etwas freundlicher, aber durchaus nicht nobel aussah. Am freundlichsten war das im obern Stocke sich befindende Studierzimmer des geistlichen Herrn mit dem anstossenden Schlafgemach. Ein mächtiger Lehmofen — ein noch ganzer Tisch — ein grosser aus Bambusrohr hergestellter Lehnstuhl, in dem man seine Sorgen verträumen konnte — ein Büchergestell mit Dr. Ahlfelds berühmten Predigten, dem von Motten durchfressenen Tauf- und Eheregister der Gemeindeglieder und einem durch das Alter gerötheten Kirchenmantel waren die Merkwürdigkeiten, die sich da fanden. Da ein Pfarrer aus dem benachbar-

ten Taldorf alle acht oder vierzehn Tage da predigte, waren die Fensterscheiben noch etwas durchsichtig, und ich konnte mir durch diese die Umgebung etwas näher ansehen.

Einige hundert Meter südlich lag das in seinem halben Zerfalle male- risch schöne Kirchlein, einige Blockhäuschen und Ställe; dann folgte ein grausiges Tobel, über diesem mit Wald und Weiden bedeckte Anhöhen mit kleinen Bergwohnhäuschen und Heuschobern, und über all das Genannte grüssten die theils kahlen, theils schneebedeckten Fels- höhen des Hochgebirgs. Gegen Osten zeigten sich die steilabfallen- den, schauerlichen Felswände der Madriserhörner, der Sulz- und Dru- senfluh, welch letztere uns an den Stiefsohn des römischen Kaisers Augustus erinnert, im blaurötlichen Schimmer der untergehenden Son- ne.

Jetzt hatte ich genug gesehen, und es war mir recht wehmütig ums Herz. Da die Nacht allmählich her- einzubrechen schien, begab ich mich ins Wirtshaus zurück, wo die bei meiner Ankunft in den Bergen abwesenden Leute eben zurückge- kehrt waren. Ein paar gedrungene männliche Kraftgestalten, so in den mittleren Lebensjahren stehend, mit blonden Kopf- und Barthaaren und treuherzigen, lichtblauen Au- gen — echte Germanen! — hatten meinen früheren Platz auf dem «Gutschi» eingenommen und herzt- en in überaus grosser Zärtlichkeit zwei schulpflichtige Mädchen, die sich lachend an sie schmiegt- en — und zwei ältere Frauen und eine bildhübsche Jungfrau mit sehr fei- nen Gesichtszügen und schönen

Rehaugen machten sich im Hause zu schaffen. Eben wurde das Nachtesen hergerichtet: eine Mehlsuppe mit mächtigen Brotklößen.

Nachdem ich mich in üblicher Weise als der neue Schulmeister vorgestellt hatte, wurde ich von den Anwesenden herzlich willkommen geheißen und auch sofort zum «Mithalten» eingeladen, was ich bei meinem Hunger natürlich nicht ausschlug.

Da zur Einnahme der Mahlzeit für die einzelnen Teilnehmer keine besonderen Gedecke vorhanden waren, sondern jedes mit seinem Löffel in ein und dieselbe Schüssel tauchte, — selbst das alte Nani mit seiner taufeuchten Tabaksnase — konnte ich hier nebenbei historische und naturwissenschaftliche Studien machen. Ich erinnerte mich an die Milchsuppe zu Kappel und an den stereotypen Ausdruck meines Chemielehrers: «Es ist alles nur Veränderung des Stoffes!» und griff mit den anderen mit einer wahren Todesverachtung tüchtig in die Schüssel. Auch Diogenes kam mir in den Sinn, der der Nachwelt den gewiss richtigen Satz: «Je weniger Bedürfnisse der Mensch hat, desto glücklicher ist er!» hinterlassen hat.

Nach der Mahlzeit verhielten sich die Kinder noch etwas reserviert gegen mich; sie musterten mich aus ihren Verstecken hervor, lauschten meinen Reden, namentlich dann, wenn sie Schuldige betrafen, und machten heimlich ihre flüsternden Bemerkungen, die ich nicht recht zu verstehen vermochte. Die Kleinen gingen bald zur Ruhe, und da ich den Erwachsenen ebenfalls ihre Müdigkeit anmerkte, wünschte auch ich, meine Lagerstätte aufsu-

chen zu können. Das an die Wohnstube stossende Gemach mit einem mächtigen Laubbette wurde mir für die Nacht angewiesen.

Die mannigfachen Bilder des Tages und das erste Heimweh nach der Ebene liessen mich den Schlaf lange nicht finden. Ich stellte Vergleichen an zwischen meiner sonnigen Heimat an den lachenden Ufern des Bodensees und der Wildnis, in der ich mich jetzt vierundzwanzig Wochen lang aufhalten sollte, und welche herzbetäubende Kontraste zeigten sich da! Wie anmutig und lebhaft war das heimatliche Gelände und wie abschreckend finster diese Gegend! Dort traf ich lachende, singende Bekannte, und hier finstere, fremde Gesichter, die mir keine weitere Teilnahme entgegenbrachten, als der allergeringste Anstand zu geben vermochte. Ich hätte mich am liebsten sogleich wieder aus dem Staube gemacht, wenn die bindende Pflicht mich nicht gehalten hätte. Endlich nach langem Sinnen und Brüten schlummerte ich allmählich ein, und die Träume ersetzten mir das, was mir die Wirklichkeit kalt versagte.

Andern Morgens nach dem Frühstück wurden die Kinder zusammengetrommelt. Es erschienen sechszwanzig lebensfrohe Kleine mit blitzend klaren Augen und frischen, geröteten Wangen. Im Beisein einiger Schulräte setzte ich sie an ihre Plätze und trug ihre Namen in die Absenzliste ein. Das Geburtsjahr bei den einzelnen einzuschreiben, war für den Moment unmöglich, da diese die näheren Daten nicht anzugeben vermochten. Für den Augenblick begnügte ich mich damit, dass sie lebten und anwe-

send waren.

Nachdem die Eintragungen besorgt waren und die Kinder auf mein Verlangen mit gefalteten Händen gerade dasassen und mich anschauten, entwickelte ich mein Programm. Ich sagte den Kindern, was ich von ihnen verlange, und was ich ihnen, je nachdem, bieten werde. Sie sollen reinlich, ordnungsliebend, aufmerksam, fleissig, gehorsam, wahr, höflich und zuvorkommend sein, sagte ich, und wenn das der Fall sei, so werde ich ihnen allen — ohne Unterschied — meine volle Herzensliebe zu teil werden lassen. Die dünnen Haselstöcke in der Ecke zog ich hervor und zerbrach sie, indem ich ihnen sagte: «Ich hoffe, ihr werdet mich niemals so betrüben, dass ich diese Stöcke notwendig haben sollte!» — Ein erleichtertes Aufatmen ging durch die Kinderreihen, und die ernstesten Augen erheiterten sich allmählich.

Nun prüfte ich sie in der deutschen Sprache und im Rechnen. Es stand bedenklich mit ihrem Wissen und Können; aber ich fühlte bei dieser Prüfung auch durch, dass die Kinder begabt waren, und das liess mich vor keiner Mühe zurückschrecken. Um elf Uhr war mein erster Unterricht beendet, und das kleine Volk entfernte sich, um auf dem Heimwege und zu Hause das erste Urteil über seinen neuen Lehrer zu fällen, welchem dann die Eltern natürlich auch das ihrige anpassten. Ich fürchtete nicht böses; denn ich hörte einige so recht aus dem Herzen jauchzen. Auch die Herren Schulräte entfernten sich, mir bei ihrem Abschiede nochmals herzlich die Hand drückend, und ich glaube, dass auch sie befriedigt waren.

Beim Mittagsmahl im Wirtshause waren die Leute schon viel freundlicher mit mir, und die Kinder suchten sich jetzt nicht mehr vor mir zu verstecken, sondern wollten bei Tische neben mir sitzen.

Nachmittags setzte ich allererst den Stundenplan fest, prüfte sie in den Realien und liess sie einige Liedchen singen, die ihnen vom letzten Jahre her noch im Gedächtnis geblieben waren.

Nach Schulschluss wurde mir ein Bett in die Schlafstube der Pfarrwohnung gestellt, und eine alte Frau überbrachte mir auch eine Pfanne, damit ich unter Umständen selbst kochen könne.

Da die Kälte schon ziemlich empfindlich war, liess ich mir durch ein paar Schulbuben den mächtigen Lehmofen tüchtig einheizen, Milch und Käse holen und machte dann keinen Ausgang mehr.

Ich hatte aus der Ferienzeit noch einige Bücher bei mir, die mich sehr interessierten: Scheffels «Ekkehard» und dessen «Trompeter von Säckingen», Professor Erdmanns: «Psychologische Briefe» und Jordans «Nibelungenlied», und mit den literarischen Produkten dieser bedeutenden Männer dachte ich mir in den nächsten Wochen die Langweile zu vertreiben.

Es war halb zwei Uhr morgens, als ich in dieser ersten Nacht meines Aufenthalts in dem Bergschulhause mein Lager aufsuchte. In dem Bette, das man mir zur Verfügung gestellt hatte, hätten gut drei wohlbeleibte Rätier ausruhen können, ohne sich gegenseitig im geringsten zu genießen. Der Laubsack war so mächtig vollgestopft worden, dass er weit über das Kopf- und Fußstück der

Bettstelle hinausreichte und ich, als ich ihn bestieg, ordentlich zu klettern hatte. Oben auf der Höhe war es aber gar nicht angenehm zu liegen; denn die Unterlage war so steinhart und in ihrer Form und Neigung so unbequem, dass mich das ganze Nest mit einem eigentlichen Schrecken erfüllte. Viermal rutschte ich bis zum Morgengrauen über die schiefe Ebene meines Lagers hinunter, und schlug mein müdes Haupt ziemlich unsanft an den Dielen des Fussbodens auf.

Als mich die Pflicht folgenden Tages wieder zur Schule rief, war ich totmüde, und hätten es meine Schüler verstanden, aus den Mienen gewisse Seelenzustände herauszulesen, so hätten sie gleich wissen müssen, dass, mit der Sprache der Psychologen geredet, an diesem Morgen keine «Gefühle der Lust» mein junges Schulmeisterherz durchzitterten.

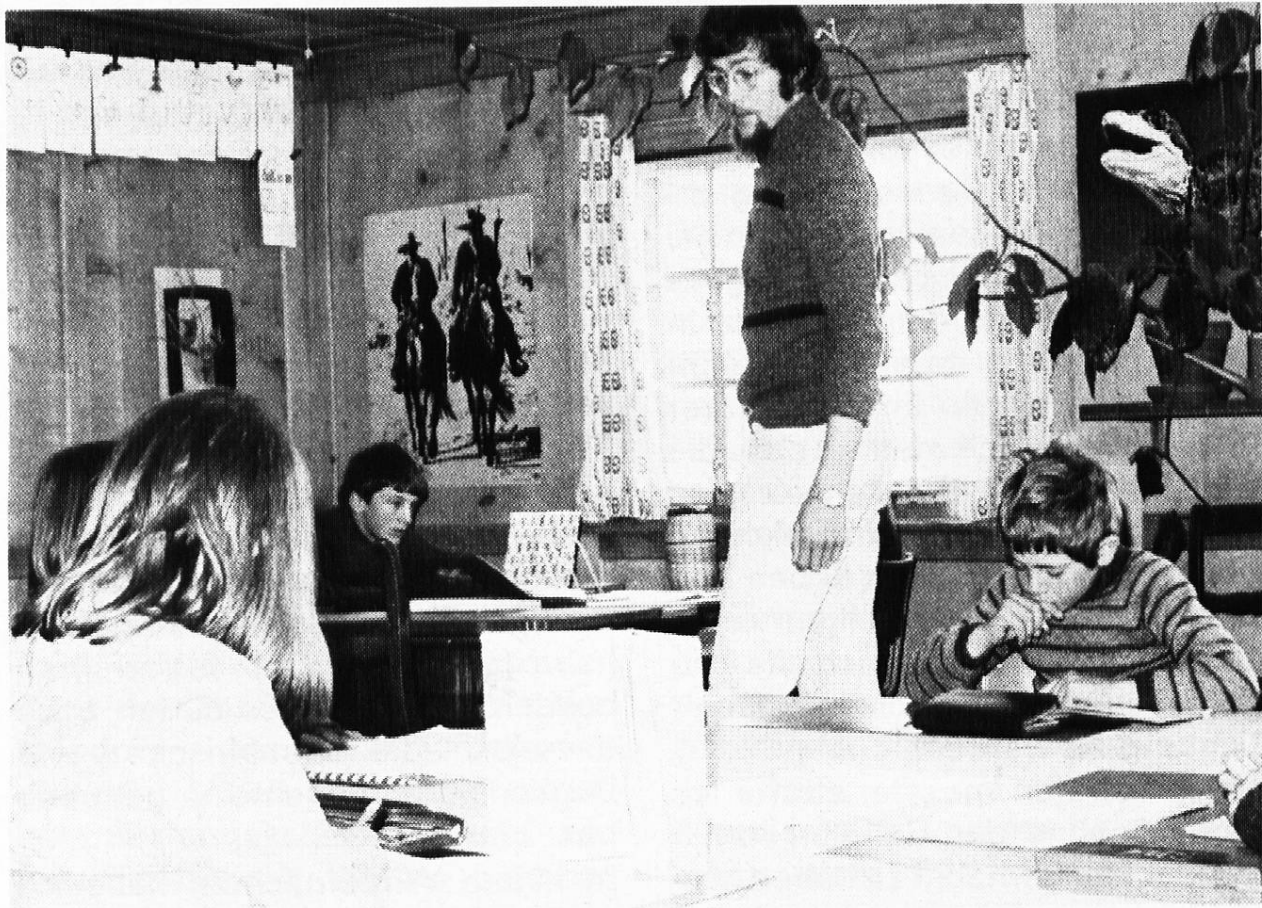
Die in ihrer Art lustigen, aber durchaus nicht angenehmen Rutschpartien wiederholten sich noch oftmals und trugen meinem geplagten Schädel noch manchen unverdienten Lohn ein.

Mit meinen ersten Kochversuchen ging es auch nicht gerade gut. Der Kaffee war mitunter herzlich schlecht, die Kartoffeln verbrannt oder nicht weich gesotten, die Knödel glichen einem Mehlbrei, und die Omeletten ohne Milch und Eier, waren oft so fade, dass selbst ein hungriger Mops sie nicht verzehrt haben würde.

In den ersten vierzehn Tagen war ich ein vollständiger Einsiedler in meinem Bergschulhause. Niemand von den Gemeindegliedern kümmerte sich um den neuen Lehrer — höchstens ein paar Schulbuben, die

mir hie und da einmal beim Einheizen zuschauten oder mir dabei etwas behilflich waren. Die Buben wagten es aber niemals, ohne eine gewisse heilige Scheu, meine geheiligten Wohnräume zu betreten. Dass ich allein war, freute mich sehr; denn ich konnte ja nur um so ungestörter meinen Studien leben, die teils theoretischer, teils praktischer Natur waren. Jordans «Nibelungenlied» und des unsterblichen Scheffels unsterblicher «Ekkehard» begeisterten mich ungeheuer und liessen mich manche Stunde selig verträumen. Der Hohentwiel war in der Nähe meiner Heimat, und der schöne Säntis hatte mir schon in meinen Kinderjahren verständnisvoll zugelächelt, wenn er, vom Morgen- oder Abendsonnenlichte magisch übergossen, wie ein mächtiger Opferaltar Gottes aufleuchtete. Ich wurde mit der Zeit hoch poetisch gestimmt und redete mitunter mehr in Versen als in Prosa mit mir. Es ist schade, dass ich diese Produkte meiner Bergmuse in einer späteren Anwendung des Unmutes vernichtet habe.

Meine Schulkinder, die mir von den Eltern zur Bildung und Erziehung anvertraut waren, waren wirklich meine kostbarsten Güter, die ich in meinem einsamen Bergschulhäuschen besass. Wenn sie mich umgaben, so war ich glücklich, und wenn sie mich abends verliessen, wurde es mir recht weh ums Herz. Ich liebte meine Kleinen wahrhaftig und war auch in der angenehmen Lage, den Widerschein meiner Liebe zu ihnen aus ihren seelenvergnügten Augen zu lesen. Was ich den Knirpsen befahl, das haben sie auch sogleich getan. Keine Stockschläge, ja



nicht einmal ein barsches Wort ist jemals notwendig gewesen, sie an die Erfüllung ihrer Pflichten zu erinnern. Die ganze Schule glich einer friedlichen Familie, in der ich das leitende Oberhaupt – einem republikanischen Staat, in dem ich die oberste gesetzgebende und vollziehende Behörde war. Wo ich bei den Kindern eine gewisse selbständige sittliche Erkenntnis und ein gewisses abgeklärtes sittliches Wollen voraussetzen konnte, liess ich ihnen ihre freie Entscheidung. Ich zeigte ihnen zuerst die Notwendigkeit eines Gesetzes; dieses selbst aber liess ich sie unter meiner Anleitung annehmen oder verwerfen. Freilich ist unsere Bundesbehörde in Bern nicht in der Lage, für ihre Beratungen durch Annahme des Gegebenen so viel Anerkennung zu finden, wie ich hier in der gleichen Eigenschaft gefunden habe.

Zur Überwachung der Ordnung in- und ausserhalb des Schulhauses hatte ich Aufseher. Ich hatte je einen Aufseher über die Reinhaltung der Wandtafel, über die Reinhaltung der Plätze und des Schulzimmers, über die Reinhaltung der Bücher und Hefte, über die Beobachtung des Anstandes inner- und ausserhalb der Schule und über das friedliche Nachhausegehen etc., und diese Aufseher mussten von den Schülern selbst gewählt werden, jedoch unter einem solchen Drucke von mir, dass, um jede Ungerechtigkeit und blosser Parteilichkeit zu unterdrücken, jeder Schüler einmal an die Reihe kommen musste.

Und diese Gleichhaltung des Rechtes, diese Unparteilichkeit hob mein Ansehen unter den Schulkindern ungemein und knüpfte das Band der Liebe und Anhänglichkeit zu mir

um so inniger. Ich durfte nun sehen, wie ungeheuer erzieherisch das Vertrauen auf die Kinderseele einwirkt. Schüler, die von Natur aus oder durch die Hauserziehung etwas gleichgültig waren, wurden bei dieser gewissen Regentschaft ganz pflichtgetreu, und dies nicht nur in ihrer Stellung, in ihrem Amte, sondern auch in der Erfüllung ihrer Schulpflichten. Ich merkte, dass die Gewöhnung an Reinlichkeit und Ordnung eine Vorstufe in Erziehung zu einem sittlich reinen Leben und zur Pünktlichkeit im allgemeinen war. Wer regierte, gab sich alle Mühe, sein Ansehen auch in anderer Richtung zu wahren.

Wo ich strafen musste, strafte ich niemals, ohne den Schüler vorher darüber klar gemacht zu haben, warum ich ihn strafe, und bei der Strafe selbst liess ich den Fehlbaren es immer deutlich empfinden, dass mir das Strafen eine höchst unangenehme Sache sei, die mich innerlich sehr betrübe. Bei schadenfroher Angeberei bestrafte ich — um diese Unart im Keime zu unterdrücken — stets den Angeber. Das hatte ich aber höchst selten zu tun.

Beim Erteilen des Lobes nahm ich Rücksicht auf das Mass der Anlagen eines Kindes und auch auf dessen häusliche Verhältnisse, die der geistigen Entwicklung förderlich oder hinderlich sein konnten. Ich ermangete nicht, Schwachbegabten — ich benütze diesen Ausdruck mit äusserster Vorsicht — bei ganz geringen Fortschritten meine Freude darüber erkennen zu lassen, und habe dabei manch sonnenhaftes Aufleuchten im Kinderauge sehen dürfen, das mir im Grunde meiner Seele wohl getan hat.

Bei Erteilung des Tadels suchte ich sehr massvoll vorzugehen, und ich habe mich stets gehütet, durch irgend ein leicht hingeworfenes Wort den zarten Charakter des Schülers zu verletzen. Das Kind ist, wie ich oftmals gesehen habe, in mancher Hinsicht viel empfindlicher für seine persönliche Ehre, als es selbst der erwachsene Mensch ist.

Eine teilweise richtige Antwort habe ich gegen den gewöhnlichen Usus nie als einfach «falsch» zurückgewiesen, sondern habe den richtigen Teil stets gewürdigt und habe gerade durch dieses Verfahren bei den Kindern sehen dürfen, dass dasselbe die Denkfrische und Denkenergie ungemein gehoben hat.

In kalten Winternächten habe ich meine Bettdecke auf den mächtigen Lehmofen gebracht, mich auf dieselbe gelegt und stundenlang darüber nachgedacht, wie ich es machen müsse, dass ich es verstehe, unter Kindern ein Kind zu sein — ein Kind in der Einfachheit des Denkens, ein Kind in der Einfachheit und Wärme seines Gefühles — dass ich einzudringen vermöge — spielend einzudringen — in sein Inneres wie der Strahl der Frühlingssonne in sein zitterndes, aufjauchzendes Kinderherz. Und je mehr ich Kind geworden war unter den Kindern, desto grösser wurden auch meine Erziehungserfolge und desto grösser auch die Liebe, die ich von ihrer Seite empfinden durfte. Wie der Erwachsene will das Kind verstanden sein, und in diesem Verstandensein liegt seine Liebe und sein Glück.

Die Kunst des Lehrens und Erziehens schien mir mehr und mehr in der Anpassung des Stoffes an den kindlichen Geist und an das kindliche Gemüt zu liegen. Nicht das Wissen überhaupt, sondern die Art und Weise der Wiedergabe desselben in der einfachsten und wärmsten Form brachte mir die erfreulichsten Erfolge.

In der Geschichte war mir die Klarlegung des rein menschlichen Charakters der handelnden Personen die Hauptsache. **Das Kind hat noch kein Verständnis für die grossen Züge der Geschichte, aber ein Verständnis — ein zartes Verständnis aus dem Leben gegriffener einzelner Seelengeschichten, und nur wenn diese mit Wärme gegeben werden, kann man ein Aufleuchten der Augen, das von einem inneren Verständnis zeugt, wahrnehmen.**

Es fühlt ein bekanntes Empfinden in seiner Brust — es wickelt sich ein Stück eigener Herzensgeschichte ab, und deshalb wird ihm die Sache interessant.

Die Geographie, wie sie manchenorts in den Lehrbüchern behandelt wird, wo man nämlich das Kind mit unendlich vielen leeren Namen von Bergen und Flüssen, Höhenangaben und statistischen Zahlen quält, die man in kurzer Zeit wieder vergessen muss, wollte mir auf meinem Lehmfen droben auch nicht recht gefallen, und ich entschloss mich daher, ganz nach eigener Methode zu verfahren. Ich vermisste bei den nach solchen Büchern unterrichteten Kindern namentlich die lebendige, bleibende Anschauung, bei der das menschliche Gemüt

auch seinen Genuss hat. Von dem Wohnhaus und Heimatdorf ausgehend, machte ich die Kinder auf alles das aufmerksam, was für jeden Menschen Interesse haben muss. Die kleine Welt der häuslichen Wohnstube mit ihrer welthistorischen Bedeutung, das liebe Bergdörfchen an sonniger Halde mit seinem Glück und seinem Frieden, mit seiner Freude und seinem Leide, mit seinem Sonnenschein und seinen Stürmen, mit seinen kommenden und scheidenden Bewohnern schien mir etwas unendlich Anziehendes zu sein, etwas so einfach Schönes, dass es jedem Kindesherzen verständlich sein musste.

Wer die Natur und das heimatliche Leben nicht mit offenen Augen sieht und empfindet, sich nicht in ihr und in ihm glücklich fühlt, der kann auch kein Verständnis und auch kein Interesse an der Fremde haben! so musste ich mir immer und immer wieder sagen, und dass ich recht hatte, bewiesen mir die Erfolge bei meinen Kindern, die mit ungewöhnlich grosser Aufmerksamkeit meinen Schilderungen fremder Gegenden und fremder Menschen folgten und derartige Lesestoffe öfters von mir verlangten. Sie verstanden das Leben in der Heimat, und die Ähnlichkeiten oder Gegensätze der Aussenwelt mussten sie interessieren. Ich suchte, das heimatliche Tal an die Wandtafel zu zeichnen, die Hügel und Berge darin, die Strassen und Wege, die Wohnhäuschen und Heuschober, die Quellen und Bächlein, die Aussichtspunkte und die abgelegenen Winkel, alles, alles, wo man leben und träumen konnte, und wenn sie

dieses verstanden hatten und dieses Verständnis aus ihrem aufleuchtenden Auge zu mir sprach, dann führte ich sie an die Wandkarte und erklärte ihnen diese. Ich behandelte an der Hand derselben nochmals das heimatliche Tal, die benachbarten Täler, den Heimatkanton, und dann gab ich ihnen in kurzen Zügen ein lebendiges Gesamtbild unseres Vaterlandes, bevor ich zu den einzelnen Kantonen überging. Bei den einzelnen Kantonen mussten sie mir besonders die Lage und die Grenzen merken. Die horizontale und vertikale Gliederung der einzelnen Gebiete gab ich so viel als möglich in einfachen Umrissen. Keine Unzahl von Bergen, Flüssen und Ortsnamen, sondern aus dem vielen nur wenig, aber dieses gründlich, sollte den Geist der Schüler belasten. Länger verweilte ich bei der Schönheit der Natur, bei dem Charakter und der Tätigkeit der Menschen in derselben. Hin und wieder gab ich den Kindern zu ihrem nicht geringen Gaudium auch einige Dialektproben aus den verschiedenen Gebieten. In der Weise bin ich gut mit der Geographie gefahren, und ich darf diese Methode jedem Kollegen aus Überzeugung empfehlen. Ähnlich verfuhr ich auch mit der deutschen Sprache, die in der Schule und im Leben gewiss ein Hauptfach ist. Die Schüler mussten mir immer ganz kleine Sätzchen machen und das Gelesene in solchen wiedergeben. Mit dem Wüste grammatischer Regeln quälte ich sie nicht. In der Rede, in der Wiedergabe, in der ewigen Wiederholung des Einzelnen sollte sich ihr Sprachgehör und ihr Sprachgefühl entwickeln. Beim Lesen berücksichtigte

ich zunächst das Nahe und Bekannte und ging erst nachher zu dem Entfernteren und Unbekannten über. Von dem Gebotenen nahm ich nicht alles; was ich aber benützte, arbeitete ich gründlich durch. Das Durchgenommene sollte immer ein Ganzes bilden – ein Ganzes in verschiedenen Richtungen. Das gewohnte Gespräch der Kinder untereinander war mir der Ausgangspunkt für jede sprachliche Übung. Zuerst die einfache Wahrnehmung, dann die Berücksichtigung der verschiedenen Verhältnisse und Umstände des Raumes, der Zeit, der Art und Weise und des Grundes. Auf hunderterlei Arten liess ich einen Gedanken umformen und entwickeln, und immer wieder sollte er etwas Neues und Interessantes bieten. Ob die Methode die richtige war und ihren Zweck erfüllte, zeigte mir stets das Verhalten der Kinder beim Unterrichte. Waren sie froh und lebendig, leuchteten ihre Augen hier und da auf, so glaubte ich richtig zu unterrichten; fand das Gegenteil statt, wurde der kindliche Geist schlaff und schläfrig, so suchte ich einfach und wärmer zu werden. **Jeder Unterricht war mir Sprachunterricht, selbst das Singen und dieses nicht zum mindesten; denn da konnte so eigentlich das Gefühl in die Sprache hineingelegt werden.** Im Aufsätze liebte ich besonders die Briefform, weil der Brief im Leben eines einfach gebildeten Menschen die grösste Rolle spielt. Das Notwendige schien mir immer die Hauptsache, das, worauf ich meinen ganzen Unterricht konzentrierte. **Die wahre Schönheit der Sprache, sagte ich mir, ruht im Gedanken, und deshalb muss der**



Sprachunterricht hauptsächlich eine Anleitung zum Denken sein.

Und bei diesem Denkkunde sind nicht des Lehrers, sondern des Kindes Gedanken die Hauptsache. **Der Lehrer muss sich auf dem Schauplatze der Handlung mit seiner Anschauung nicht vordrängen; er muss bescheiden in einer Ecke zurückbleiben und sich nur hervorwagen, wenn er dem Kinde helfen kann, über einen Zaun oder ein sonstiges Hindernis zu steigen. Je mehr Freiheit dem Kinde beim Denken gelassen wird, desto eifriger wird es, und mit desto grösserer Liebe hängt es an seinem Lehrer.**

Die Entfernung alles Zwanges, aller Sklaverei aus dem Unterrichte berechtigt erst zu Hoffnungen für einen wahren Erfolg. Wenn ich ein Kind auf einem Stecken reiten sehe, so habe ich jedesmal eine grosse

Freude, und ich lobe mir im Stillen seine Erzieher, dass sie ihm kein schön geschnitztes und bemaltes Holzpferdchen gekauft haben — wenn dies nämlich nicht aus Geiz oder Armut, sondern aus Verständnis geschah. Welche Freiheit haben sie ihm gegeben, dass sie ihm erlaubten, dem toten Holz eine lebende Seele einzuhauchen!

Auf meinem mächtigen Lehmofen droben dachte ich auch oftmals darüber nach, was für ein parteiischer Mensch ich innerlich sei. Ich sagte den Kindern, ich habe alle gleich lieb, und war doch weit davon entfernt, so unparteiisch zu sein, wie ich es vorgab. Da und dort hat ein schönes Gesichtlein, ein gefälliges Wesen, eine leichte Auffassungsgabe etc. doch den Sieg über das Gegenteil davongetragen. Auf meinem Lehmofen droben schwur ich in hei-

ligen Nächten, ich wolle ein gerechter Mensch werden, und was ich geschworen, habe ich in Wahrheit auch gehalten. Ich tat mir allen Zwang an, Schüler, gegen welche ich eine bestimmte Abneigung hatte, doppelt lieb zu behandeln, und wo ich das tat, durfte ich auch jedesmal wahrnehmen, dass die gespendete Liebe, dem Frühlingssonnenstrahle gleich, die Eistrinde sprengte und hoffnungsvolles Grün und zarte Blüten aus dem Grunde sprossen liess, den ich in meine besondere Hut und Pflege nehmen wollte. Kinder, die vorher wie Limburger-Käse auf der Schulbank sassen, wurden bei diesem Verfahren in kurzer Zeit aufgeweckt, geistig regsam, fühlend, empfindend — liessen mich meine Erfolge bei ihnen sehen, die mich unendlich erfreuten, und brachten mir eine Dankbarkeit und Liebe entgegen, die süsser war als das Süsseste, das ich bis anhin schmecken durfte. Wie überall im Leben, so ruht auch in dem Gebiete der Jugenderziehung auf der Selbstbeherrschung und auf der Überwindung seiner Eigenliebe ein Segen, der nicht zu unterschätzen ist.

Auf meinem Lehmofen droben habe ich über ganz gewichtige Fragen nachgedacht, die mir in meinem Seminarleben niemals in den Sinn gekommen waren und die mir jetzt so natürlich vorkamen, wie sie mir damals unnatürlich hätten vorkommen müssen. Das praktische Leben bildet ernster und tiefer als die Schule, weil es den Studierenden in alle möglichen Verhältnisse hineinbringt und die selbständige Lösung tausenderlei Fragen an der Hand

der Anschauung und der Erfahrung von ihm verlangt.

Die körperliche Ähnlichkeit zwischen Eltern und Kindern brachte mich auf den Gedanken, ob der Geist und das geistige Leben der beiden nicht auch gleicher Art ähnlich seien. Bei den Verstandesanlagen zeigten sich mir aus meinen früheren Anschauungskreisen die widersprechendsten Beispiele; bei den Gemüts- und Charakteranlagen aber schien mir diese Ähnlichkeit durchschnittlich häufig zu bestehen. Doch ich wollte in der Beziehung noch mehr Erfahrungen sammeln und wünschte daher sehnlichst mit den Eltern meiner Schulkinder in nähere Verbindung treten zu können. Dieser sehnliche Wunsch sollte mir auch bald erfüllt werden.

Die wahre Herzensliebe, die ich meinen Schülern jederzeit entgegenbrachte, hatte diese veran-



lasst, auch mich zu lieben, und der Lehrer, der einmal die Kinder gewonnen hat, dem stehen die Eltern nicht mehr ferne. Wer die Eigenliebe der Menschen auf eine angenehme Art kitzelt, der darf einen Teil ihrer ureigenen Süssigkeit kosten.

Es ging dem Neujahre zu! Draussen piffen und heulten die eisigen Winterstürme und erstickten alles Leben auf den Fluren. In grossen Flocken fiel der Schnee, und die kristallinen Eiszapfen schmückten die grauen Schindeldächer. Die Menschen zogen sich wie die Schnecken in ihre Häuschen zurück und streckten ihre Hörnchen erst wieder aus, als ihnen eine behagliche Ofenwärme entgegenstrahlte. Die Wärme ist die Urkraft alles Lebens, und wer Wärme empfängt — auch wenn es nur Ofenwärme ist — möchte auch wieder eine solche von sich geben. Den Ofen in meinem Bergschulhäuschen hatte ich lieb gewonnen, und da alle Öfen mehr oder weniger dieselben Eigenschaften haben, nämlich Wärme zu spenden, das stille Sinnen und Brüten behaglich zu machen und die Geselligkeit zu pflegen, so lernte ich in diesem Winter, allen Öfen eine mehr oder weniger grosse Achtung und Zuneigung entgegenzubringen, und wurde dann mit der Zeit ein rechter Stuben- und Ofenhocker, der aus lauter Ofenliebe die wundervolle Natur um sich her gänzlich vergass und in seiner Gefühlsduselei seiner armen Lunge noch die frische Bergluft versagte.

Und wird im Dorf ein Schwein geschlacht,
So sollt ihr sehen, wie der lacht:
Der fettste Brocken, der ist sein —
Dem armen Dorfschulmeisterlein!

— so oder ähnlich heisst's irgendwo in einem Lied, und diese herrliche Zeit brach nun eben — ohne dass ich eine Ahnung hatte — auch für mich an. Die Bauern in den zerstreuten Berghütten schlachteten und luden ihren Schulmeister hin und wieder zur Metzelsuppe ein. Ich will zwar nicht sagen, dass ich gerade die «fettsten Brocken» bekommen habe und in übergrosser Menge — aber genug hatte ich doch immerhin für einige Wochen. Mein Hosenband übte oftmals einen lästigen Druck auf die zarteren Weichteile meines Unterleibes aus, und meine übertriebene poetische Stimmung wich bis zur Leere in meinem Küchekasten einer ganz gewöhnlich prosaischen.

Durch diese Metzelsuppen wurde ich mit den Eltern meiner Schulkinder bekannt, und diese erste, flüchtige Bekanntschaft wurde dann durch die immer häufiger werdenden sonstigen Einladungen in die Häuser hin und her mit der Zeit immer inniger und vertraulicher, so dass ich mich allmählich in den Berghütten und bei den «urchigen» Bergleuten recht wohl fühlte und sich schliesslich auch mein Heimweh nach dem Unterlande völlig verlor. Die Leute waren ganz anders gegen mich geworden. Waren sie vorher finster und verschlossen, so standen sie mir jetzt gesprächig und offen gegenüber, und da sie sich nun grösstenteils gaben wie sie waren, so konnte ich sie für meine psychologischen Studien, die ich

vorhin angedeutet habe, besser beobachten und richtiger taxieren. Was nun die körperliche und geistige Ähnlichkeit zwischen Kindern und Eltern anbetraf, so hatte ich allerdings gefunden, dass diese meistens in ausgesprochener Weise bestand, dass sich aber in Bezug auf überwiegende Ähnlichkeit von Kind und Vater oder Kind und Mutter keine bestimmten, untrüglichen Regeln aufstellen liessen. Eine Zeitlang war ich geneigt, zu behaupten, dass die Knaben grösstenteils der Mutter und die Mädchen dem Vater gleichen, sowohl in körperlicher als in geistiger Hinsicht; ich fand dann aber durch fortgesetzte Beobachtungen ebensoviele Beispiele, die gerade das Gegenteil behaupten liessen. Eine überwiegende Ähnlichkeit des Kindes mit dem einen oder andern Teil der Eltern aus dem überwiegend kräftigeren Gesundheitszustand, also aus dem Vorschein der physischen Kraft eines Teiles abzuleiten, schien mir eine zeitlang verlockend und hatte vieles für sich — aber untrüglich schien mir auch diese Auffassung nicht zu sein. Was ich einzig als feststehend konstatieren konnte, war das, dass geistig gut beanlagte Kinder ohne Ausnahme stets geistig aufgeweckte Mütter hatten. Dass der geistige Einfluss der Mutter ein überwiegender sein musste, ging mir daraus hervor, dass die natürliche gute Veranlagung der Kinder auch dann noch bestand, wenn der Vater geistig wenig beanlagt war — nicht aber ebenso im umgekehrten Falle. Wenn ich abends nicht da oder dorthin eingeladen war, so begab ich mich wieder auf meinen mächtigen Lehmofen und philosophierte

über dieses Thema weiter. Die zwei gewichtigen Fragen, die ich mir einmal auf meinem erhöhten warmen Standpunkte stellte, waren keine geringeren als die: «Woher kommt es, dass die Mutter einen solchen Einfluss auf das Geistesleben des Kindes hat?» und «wie liesse sich allfällig der Einfluss einer schwachbegabten Erzeugerin rationell verbessern, oder, mit andern Worten: wie liessen sich die Dummen mehr oder weniger aus der Welt schaffen?» Das waren doch gewiss wichtige Fragen für einen Ofenhocker! Die Antwort auf die erste Frage schien mir leicht zu sein. Das Nervensystem der Mutter, das alle geistigen Eindrücke vermittelt, umgibt wie ein ungeheures Telegraphennetz den in der Bildung begriffenen Körper des Kindes, der die Anlagen zu allen Organen, auch zu dem Nervensystem, in sich trägt. Alle Gedanken und Empfindungen nun, die das Hirn der Mutter durchzittern, alles Wollen und Gehenlassen durchheilt wie ein elektrischer Funke ihre Nerven und leitet denselben, entsprechende Kraft weckend, bildend und empfänglich machend, auch in den werdenden Organismus des Kindes über, und in der Weise muss die Mutter unbewusst Schöpferin einer Welt, die ihrer seelischen entspricht, werden. Wenn sie über Dinge nachdenkt, philosophiert, Aufsätze macht, rechnet, schreibt, zeichnet, malt, sich an dieser oder jener Schönheit ergötzt, diese oder jene sittliche Tat vollführt oder unterlässt, willenskräftig oder willenschwach ist, so bildet sie dadurch die entsprechenden Anlagen im Organismus des Kindes. «Wenn nun eine Mutter da oder dort

schwach veranlagt ist, so muss dieselbe zur Zeit ihrer Schwangerschaft nur diese Anlagen mehr oder weniger üben, und die Korrektur oder Hebung derselben im Kind ist vollzogen!» sagte ich mir damals, und meine Anschauung in der Beziehung hat sich mit wenigen Modifikationen bis zum heutigen Tag in mir erhalten und durch hundert und aberhundert Erfahrungen befestigt. Seitdem mich freundschaftliche Bande an die Herzen der Eltern meiner Schulkinder knüpften, seitdem ich also beide als sich gegenseitig ergänzendes Ganzes beobachten und studieren konnte, wurde mir meine erzieherische Tätigkeit in der Schule um vieles interessanter. Ich studierte die Kinder, um die Eltern zu verstehen, die Eltern, um das Undeutliche und Verschwommene im Seelenleben meiner Anbefohlenen

zu enträtseln und zu begreifen, und schliesslich mich selbst, um noch klarer in meinem Urteil zu werden und meine erzieherische Einwirkung ihrem wirklichen Werte nach taxieren zu können, und so war ich in denn auch in der Lage, die Schulerziehung zu dem, was sie sein soll, zu einem richtigen Korrektiv der häuslichen zu gestalten.

Neben der Pflege des Verstandes liess ich mir die Pflege des Gemütes als eines Hauptfaktors des sittlichen Wollens besonders angelegen sein. Was ich die Kinder lehrte, stand nicht immer im Lehrplan, und was darin stand, konnte ich individualisierend nicht immer in gleichem Masse, wie es verlangt wurde, anwenden.



Die einzelnen Ziele fasste ich auf als von der Natur gegebene, und um diese zu erreichen, war es notwendig, alles Erkünstelte beiseite zu lassen. Hundertmal schwebte mir bei meinem Unterrichte Jean Jacques Rousseaus Erziehungsdefinition: «Erziehen heisst verhüten, dass nichts geschehe!» vor, und ich wollte daher auch nicht gewaltsam eingreifen in das von der Natur gezeichnete Ganze; ich wollte das Gegebene nicht zerstören, nicht nach meinem Geschmack und nach meinem Gutdünken umformen und modellieren; ich wollte nur Hindernisse wegräumen — mich selbst unter Umständen —, frische Luft und Sonnenschein geben, dass die Kinderseele in ihrer Weise sich frei und selbständig entwickeln könne. Der mir anvertraute Schüler konnte ja veranlagter sein, als ich selbst es war, und was wollte ich ihm dann gewaltsam meine eigene Dummheit einpflanzen, um nachher seinen sichern Fluch zu ernten! Diese Erziehung zur Selbständigkeit der Schüler hat mir auch einen grossen Teil ihrer Anhänglichkeit und Liebe eingetragen und liess mich auch bei manchem scheinbar Schwachbegabten Veranlagungen entdecken, die der Beachtung wert waren. Höchst wohltätig hat es mich berührt, dass ich bei meinen häuslichen Besuchen höchst selten wahrnahm, dass die Eltern meiner Schüler andere Leute in Gegenwart der Kinder durchhechelten und so in den Kinderherzen den Grund zur Lüge, Verläumdung, zum Neid und Hasse legten, ich also in dieser Hinsicht meine Schulerziehung vollständig mit der häuslichen in Einklang setzen konnte.

Die Alten und die Jungen waren durchschnittlich ziemlich offen; dagegen liess das Mitgefühl und die herzliche Teilnahme mit weniger Glücklichen vieles zu wünschen übrig, und ich habe im Kinderkreise diesen Gefühlsangel getreulich zu heben gesucht.

Die übermässige Betonung und Hervorhebung materieller Errungenschaften und die Verachtung der geistigen Güter überhaupt habe ich in der Schule mit aller Wärme und Energie korrigiert, und ich sah mit dem neuen Frühling, wie es da und dort auch Frühling wurde im Gemüt eines Schülers. Ich wollte nicht Vieltwiler, aber Menschen erziehen — ganze Menschen mit Geist und Gemüt; denn diese sind fürs Leben hauptsächlich notwendig.



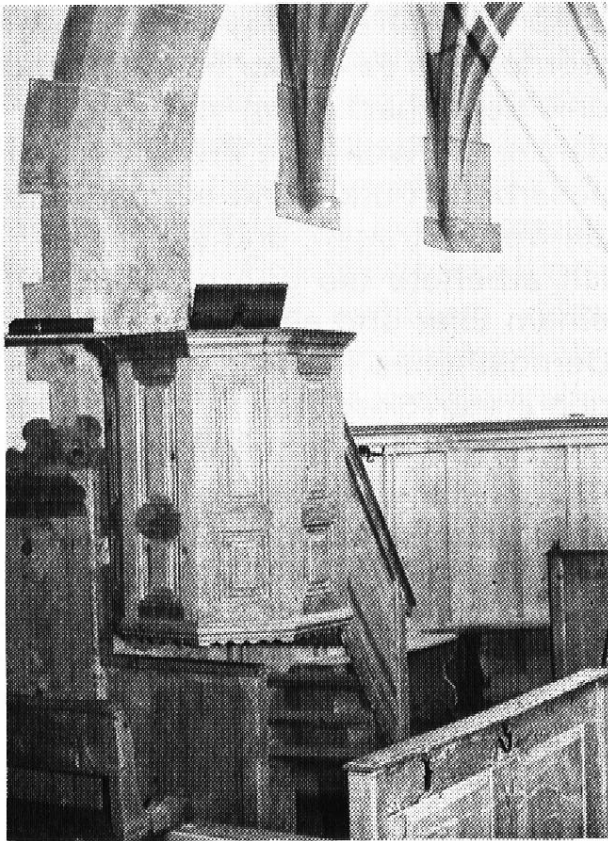
Inzwischen wurde es immer mehr Winter um mich. Die flacheren Höhen waren mit meterhohem Schnee bedeckt. Nur die jäh, kahlen Ur-schieferwände des Hochgebirges brachten etwelche Abwechslung in das eintönige Weiss und das Morgen- oder Abendrot, das zur Dämmerungszeit in wundervollem Far-bengemisch um die Berggipfel spielte. Da der Saumpfad, der in das nächste Dorf des Tales führte, tage- und wochenlang beinahe unpassierbar war, konnte der Herr Pfarrer die gewohnten Predigten in dem einsamen Bergdörfchen natürlich nicht halten, und er ersuchte mich deshalb um die Freundlichkeit, an solchen Sonntagen den Gemeindegliedern eine Predigt im Kirchlein vorzulesen, welchem Wunsch ich herzlich gern entsprach. Wie hätte auch das nicht sein sollen? Es war ja in meiner Jugend immer mein Lieblingswunsch gewesen, einst Pfarrer zu werden und den Menschen mit heiligem Feuereifer das Evangelium der alles versöhnenden Liebe zu predigen — und jetzt war mein Wunsch, ohne dass ich irgend welche Fachstudien gemacht hatte, in Erfüllung gegangen. Ich nahm beim ersten Anlasse nun sofort Dr. Ahlfelds Predigtbuch zur Hand und las die dem Tag entsprechende Predigt. Es war am kommenden Tage Stephanstag, und der Text handelte von dem Lobgesange der Engel und dem Verhalten der Hirten auf dem Felde diesem gegenüber. Sie glaubten, sie suchten, sie fanden, das waren die drei Gesichtspunkte, von welchen aus dieses Verhalten betrachtet wurde.

Beim Durchlesen der kirchlichen Rede schien es mir, es könnte vieles

schöner und eindringlicher gesagt werden, als es da der Fall war, und unwiderstehlich kam mir der Gedanke, ich wolle die Predigt selber ausarbeiten und dann auf der Kanzel frei vortragen, und ich tat es. Ich arbeitete die ganze Nacht mit einem Eifer und einer Sorgfalt, wie Demosthenes in seinem verborgenen ersten Studierlokal. Ich schrieb und zerriss, ich verbesserte und zerriss wieder und das so lange, bis mich das Gemachte selber freute, und dann lernte ich bis zu Morgen-grauen. Ich war totmüde! Als es das erste Zeichen läutete, überfiel mich eine furchtbare Angst; ich kämpfte aber heroisch gegen meine Furcht. Ich liess mir vor der Predigt noch einen Krug voll schwarzen Kaffees geben und schritt dann, unter dem Klange der alten Bergglocken dem baufälligen Kirchlein zu. Der Messmer muss nicht gerade von einer besonderen Hochachtung gegen mich erfüllt gewesen sein, denn er hörte schon zu läuten auf, als ich das Gotteshaus noch nicht halb erreicht hatte. Doch das ärgerte mich nicht. Der Graukopf sollte es heute inne werden, dass ich so gut zu reden verstehe, wie mancher Pfarrer, und mit dem Triumphe der himmlischen Liebe wollte ich heute den Heiland seinen Einzug in sein verwittertes Herz halten lassen — gewaltig überirdisch, beugend und erhebend — zermalmend und aufrichtend! Zum Eingange liess ich das Lied singen:

Ich will dich lieben, meine Stärke;
Ich will dich lieben, meine Zier;
Ich will dich lieben mit dem Werke
Und immerwährender Begier etc.

Als die erste Hälfte der ersten Stro-phe gesungen war, stieg ich auf die



wenig erhöhte Kanzel, schlug das Gebet und in der Bibel den Text auf und hörte dann noch andächtig dem nicht gerade schönen Gesange zu. Während der Predigt kamen mir im Eifer immer noch schönere und bessere Gedanken in den Sinn, so dass ich es für gut fand, meine ursprüngliche Ausarbeitung gänzlich fallen zu lassen und mich ganz der momentanen Eingebung zu überlassen.

Als ich am Schlusse meiner Rede angelangt war, schwitzte ich wie ein Drescher, und aller Augen richteten sich mit einem halben Lächeln nach mir; ich konnte aber nicht enträtseln warum. Eilig schritt ich nach beendigtem Gottesdienste meinem Schulhäuschen zu, und als ich in meiner Wohnstube anlangte, schaute ich sofort in den Spiegel, um zu sehen, ob etwa meine Kleidung Anlass zu den sonderbaren Blicken gegeben habe. Es war das

alles in Ordnung, aber — o weh! — in meinem Angesichte sah ich aus wie ein leibhafter Kaminfeger. Da ich des lästigen Kirchenmantels wegen mein Taschentuch während der Predigt nicht aus der Hosentasche herausnehmen konnte, hatte ich mit meiner rechten Hand, mit der ich mich an dem verrosteten Sanduhrge­stell gehalten hatte, mir oftmals den Schweiss aus dem Gesichte gewischt, und daher rührte meine Verunstaltung. Ich musste selbst lachen über dieses Begegnis, mich aber beinahe noch mehr wundern über die Ruhe meiner Zuhörer.

Meine Predigt hatte mich auf einmal berühmt gemacht; denn alles lobte mich, und aus dem Talgrunde kam die Kunde, die Gemeinde N . . . habe jetzt einen guten Pfarrer; es mangle ihm nichts als der Zylinder! Der Ausspruch wollte mir anfänglich nicht recht gefallen; ich merkte jedoch bald, dass die Leute dies mehr im Ernste als im Spasse sagten, und ich stellte mich dann zufrieden.

Diese Predigten führte ich noch oftmals aus, stets mit dem gleichen Erfolg, und ich fühlte mich nachher in dem Berggemeindlein so heimelig, wie ob ich immer daselbst zu Hause gewesen wäre.

Ich dachte, die vielen Besuche in den Häusern nach und nach fallen zu lassen, aber ich konnte es nicht. Ich wurde immer und immer wieder gebeten, da und dorthin zu kommen, und ich war zu schwach, es den Leuten abzuschlagen. Ich würde sie wohl auch verletzt haben, wenn ich es getan hätte. Diese Einladungen waren ja Liebesbeweise der guten, treuherzigen Bewohner, und wenn ich sie annahm, so zeigte

ich den Leuten nur, dass das, was sie für mich fühlten, ebenso warm in meinem Herzen für sie lebte. Mit meinen Besuchen verband ich nun auch noch ein anderes Ziel als nur das, psychologische Studien zu machen: ich wollte auch die hehre Natur um mich her und das Volksleben in ihrem Schoosse kennen lernen.

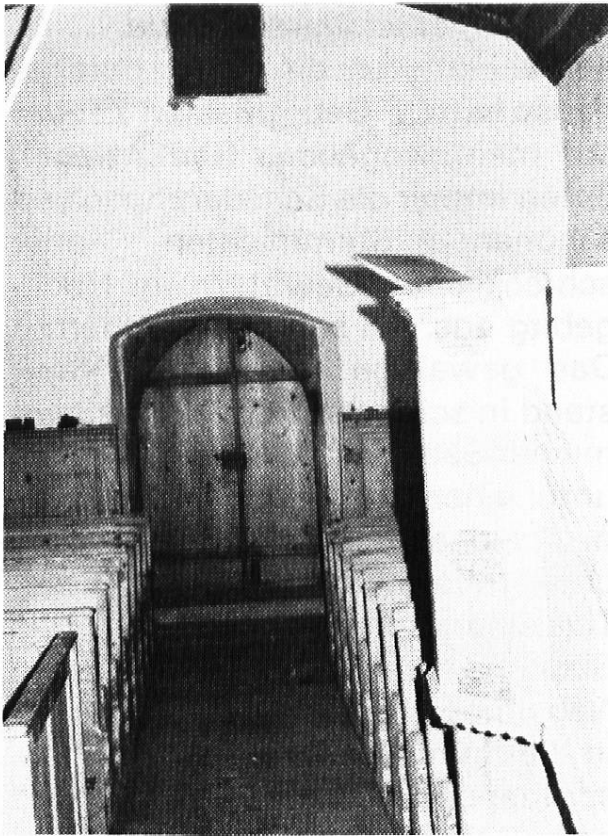
Die finstern, kahlen Felswände, die schneebedeckten himmelanstrebenden Höhen hatten in der kurzen Zeit meines Bergaufenthalts einen ganz andern Reiz für mich bekommen, als sie ihn ehemals hatten. Wenn in der Morgenfrühe der bleiche Schimmer des werdenden Tages friedlich über ihnen lag und der falbe Glanz allmählich in ein lichtiges Blau, Grün, Orange, Violett, Purpurrot und einen sprühenden Demantglanz überging; wenn es wogte und wallte in dem Äthermeer, aufleuchtete und aufblitzte in diesem wunderbar schönen Farbengemische, dann wurde mein Gemüt unendlich weich, und ich empfand eine Andachtsstimmung wie in keiner Kirche des Talgrundes. Ich fühlte das Alleinsein mit dem Ewigen, und in diesem Allein- und Ungestörtsein lag mein unendliches Glück

Alles, was vorher tot um mich war, fing jetzt an, zu leben, und in geheimnisvoller Sprache zu meinem Herzen zu reden. Wenn mir die Leute abends von den schönen Alpenblumen, den milchspendenden Kräutern, den seltsamen Steinen und Kristallen oder von der höheren Klugheit der Bergtiere erzählten, so interessierte mich das nicht minder, als wenn sie mir von dem sorglos schönen und freien Leben auf den Alpenweiden und in den Sennhütten oder den verderbenbringenden

Rüfenen, Hochwassern und Launen berichteten, die da und dort gehaust hatten. Den grössten Zauber auf mein wogendes Gemütsleben übten immer die Schilderungen von schönen Sternnächten oder schrecklichen Gewittern im Hochgebirg aus. Ich sah alles leibhaftig! Das gewaltige Leben der Natur stand in schrecklicher Wahrheit vor meiner Seele. Bald befand ich mich unter einer schützenden Wettertanne, bald auf einem Felsvorsprung unter freiem Himmel, bald vor der Tür einer Sennhütte und sah die Bläue des Weltraumes über und ein Nebelmeer um und unter mir, hinein in die flammenden und verderbensprühenden Wolken und empfand beim Rollen des schrecklichen Donners die bebende, angstklopfende Erde unter meinen Füssen.

Und wenn die Überreste des altgermanischen Heidentums an meiner Seele vorüberzogen, wenn mir die guten Leute mit zitternd bewegter Stimme erzählten von dem wütenden Heer in den Lüften, von dem unheimlichen Totenvolk auf seinen einsamen Spaziergängen, von Riesen und Zwergen, die bald zum Nutzen und bald zum Schaden der Menschen wirkten, von den wilden Mannli, von den Fänggen, den Schutzengeln, Hexen und Spukgeistern, überfiel mich oftmals ein leises Gruseln, so dass ich mich, wenn ich mich spät zu Bette legte, oft noch recht in meinem stillen Schlafzimmer umsah, ob sich nichts dergartiges vorfinde, und mich tief unter die Bettdecke verkroch bis mein aufgeregtes Gemüt sich allmählich beruhigte.

Durch meine Predigten wurde ich den Leuten nach und nach ein geist-



licher Berater. War irgendwo eine Person auf ihrem Sterbebette, so wurde ich, wenn es mir die Zeit erlaubte, zu ihr gerufen, um mit ihr zu beten. Auch an das Sterbelager der eingangs erwähnten alten, übelhörigen Frau wurde ich zu diesem Zwecke geholt, und obwohl sie kein Wort von mir verstand, ruhte ihr brechendes Auge mit grosser Liebe und Freundlichkeit an den Bewegungen meiner Lippen. Gott habe sie selig, die gute Alte, und möge sie mich beim einstigen Wiedersehen im Himmel besser verstehen, als dies auf Erden der Fall war. Auch an ihrem Leichenbegängnisse habe ich teilgenommen und auch etwas von dem Weine genippt, der von ihren Anverwandten — ich weiss nicht in Lust oder Leid — den Kirchgängern gespendet wurde. Es ist nämlich in den bündnerischen Bergdörfern Sitte, dass die Anverwandten eines Verstorbenen diejenigen mit Wein

traktieren, die einer Leiche das Geleite geben, und ist es nach Sprechers Kulturgeschichte schon vorgekommen, dass hierbei des Guten zu viel getan wurde und der Traueranlass zu einem regelrechten Trinkgelage führte.

Auch bei einem lieben kranken Schulkinde habe ich abends nach der Schule oft gebetet und hatte noch die Freude, vor seinem Heimgang die Früchte meines einfachen Religionsunterrichtes zu geniessen. Als es als Leiche im elterlichen Hause lag, habe ich mit anderen Personen auch die Totenwacht bei ihm gehalten. Es ist nämlich in den bündnerischen Gebirgsdörfern uralte Sitte, bei den Leichen drei Nächte zu wachen. Ob dies aus Furcht vor dem Scheintod oder aus anderen Gründen geschieht, weiss ich nicht. Bei diesen Totenwachen geht es so zu: Der Verstorbene wird von dem Orte, wo er seine Seele ausgehaucht hat (Kammer oder Schlafgaden) in die Wohnstube gebracht, daselbst auf eine Bank, die reichlich mit Knoblauchstücken belegt ist, gelegt und mit einem weissen Linnen zugedeckt. Die Knoblauchstücke sollen den Zweck haben, den Totengeruch zu mildern. Hier in der Wohnstube bleibt die Leiche bis zu ihrem Begräbnisse liegen, und des nachts übernehmen Freunde und Bekannte des Verstorbenen die übliche Wacht. Von neun Uhr abends bis zum Morgengrauen sitzt man da, über alle möglichen Dinge plaudernd und von Zeit zu Zeit den Kaffee trinkend an dem Tisch, und hat die Leiche unverwandt vor sich. Obgleich ich niemals Furcht vor Toten hatte, so konnte ich mich in dieser Nacht doch eines leisen Gru-

sels nicht erwehren, und bei den oft gleichgültigen Reden, die da geführt wurden, kam mir immer und immer wieder Hamlet ins Gedächtnis, der in jener wundervollen Mondscheinnacht dem singenden Totengräber gegenüber in den Bart murmelte: «Wie handwerksmässig der sein Geschäft treibt!»

Zu einer solchen Totenwacht geladen zu werden, ist für einen Fremden eine nicht geringe Ehre — ein Zeugnis von einer aussergewöhnlichen Liebe und einem aussergewöhnlichen Vertrauen, und als solches habe ich es f. Z. auch aufgefasst und gewürdigt.

Ungemein ansprechend schien mir der besondere Gruss, den bei solchen Anlässen die Hausbesucher haben. Jeder Eintretende sagt nämlich: «Ist N. N. (hier kommt der Rufname des Verstorbenen) zum lieben Gotte, so gebe ihm der liebe Gott die ewige Seligkeit und uns allen ein gnädiges Ende!» und: «Ja, das gebe Gott!» ist die in feierlichem Tone gegebene Antwort der Hausgenossen, die je nach dem Masse der Liebe für den Verstorbenen mit trockenem oder tränenfeuchtem Auge begleitet ist. Kurze Zeit nach dieser Totenwache, die ich mit jener rehägigen, hübschen Wirtstochter gehalten hatte, lernte ich einen andern merkwürdigen Brauch der bündnerischen Bergbewohner kennen, welcher der Beachtung wert ist.

Ich kam an einem Samstagabend in das schon erwähnte Wirtshaus, wo die vielumworbene Schöne wohnte, und in meiner damaligen Unschuld wusste ich noch nicht, dass zu dieser Zeit die heiratsfähige Jungmannschaft den Erwählten

ihre vielsagenden Besuche macht. Unter traulichem Geplauder, Scherzen und Lachen rückte der Zeiger an der alten Schwarzwälderuhr allmählich auf neun . . . , auf halb zehn vor; da auf einmal schickten sich wie auf ein gegebenes Zeichen alle Hausgenossen mit Ausnahme des Mädchens an, ins Bett zu gehen und verschwanden auch gleich in einem dunklen Loche, das über dem mächtigen Lehmofen in das obere Schlafgemach führte.

Ich fasste dieses als einen nicht besonders zarten Wink auf, der mich zum Gehen mahnen sollte, und erhob mich daher schleunigst von meinem Sitze. Der Hausherr, der dieses noch bemerkt haben musste, forderte mich aber zum Bleiben auf, und da ich mit dem lieben Mädchen, dem ich herzlich gut war, noch gern ein wenig plauderte, liess ich die Einladung nicht zweimal an mich ergehen. Aus Mangel an irgend einer besseren Unterhaltung (ich war nämlich auf einmal sehr befangen) forderte mich das gute Mädchen auf, ein Pfänderspiel mit ihm zu machen, und ich folgte ihm mit tausend Freuden. Es war mir ein eigentümliches Spiel das und kam mir, da es sich ein jedes von uns angelegen sein liess, so viel als möglich zu verlieren, mit jeder Minute wunderbarer vor. Die Schulden häuften sich auf beiden Seiten in ungewöhnlicher Weise, und wenn das eine oder andere an die Einlösung seiner vielen Gegenstände dachte; so wurde es ihm eigentümlich zu Mute. Die Pfandauslösung musste jetzt aber in Betracht gezogen werden, da alle meine Taschen leer geworden waren und ich mit dem besten Willen nichts mehr zu

veräussern hatte. Ein wunderbares Gefühl zwischen Lust und Weh beschlich mich, wenn ich mitunter tief in das freundliche Auge des holden Kindes hineinsah — ein Gefühl, wie es der Mond haben müsste, wenn er mit seelischer Empfindung sein Bild in dem dunklen Smaragdgrün eines tiefen Bergsees betrachten könnte. Ein Purpurglanz flog wie eine flüchtige Morgenröte über beider Antlitz und die vorher in Fluss gekommene Rede stockte plötzlich. Eine unerklärliche, geheime Zauber- macht, ein bisher ungekanntes Seh- nen zog uns gegenseitig an. Wir zauderten und wichen zurück, ka- men immer und immer wieder einander näher, bis wir uns gegen- seitig in unaussprechlicher Freude und unaussprechlichem Glück um- schlungen hielten und schliesslich alle Seligkeit der Empfindung uns in einem langen, innigen Kusse zum Bewusstsein kam. Wie ob wir uns auf etwas Unerlaubtem ertappt hät- ten, entwanden wir uns plötzlich der Umarmung und schwiegen. Das grösste Glück kennt keine Worte! Das Herz hatte bei beiden seine hei- lige Sprache gesprochen — eine Sprache ohne Worte, wo aber jeder Gedanke eine Empfindung ist oder in Empfindungen aufgeht, und jetzt kam der kalte, ruhige Verstand hin- tennach gehumpelt, wie die alte Fasnacht — der Verstand, der tau- send berechtigt scheinende Erwä- gungen hat, wenn die Seele Frieden und Ruhe haben möchte. Ich wus- ste, dass das Mädchen reich war und ich arm, arm wie eine Kirchen- maus, und der Gedanke durch- schauderte mich, dass diese meine wahre und warme Herzensneigung, die sich von jedem äusseren Einflus-

se frei fühlte, mich unter Umstän- den unglücklich machen könnte. Wohl waren wir berechtigt, unsere Herzen sprechen zu lassen, rein und wahr; aber wer bürgte uns dafür, dass keine Neider unser gegenseitig eben aufgebautes Glück zu zerstö- ren suchen würden, und dass nicht das eine oder andere von uns schliesslich den endlosen äusseren Einflüsterungen und Einflüssen Ge- hör schenken und die Sache wieder rückgängig machen würde, um in herzloser Weise beide zu vernich- ten.

Wir wurden wieder ruhiger, ge- lassener, klarer und setzten uns auf das Gutschi, unser beider Umstän- de erwägend — auf dasselbe «Gut- schi», das mich bei meiner Ankunft in dem Bergdörfchen schon einmal die erwünschte Ruhe hatte finden lassen. Wir gestanden uns gegen- seitig unsere innige Herzensliebe, erwähnten die allfälligen Hindernis- se und versprachen uns einander im Angesichte Gottes ewige Liebe und Treue, und kaum war dies gesche- hen, klopfte es an der Haustüre. Meine Geliebte ging hinaus und öff- nete. Da kamen einige wunderbar vermummte Gestalten polternd und lärmend in die Stube, setzten sich an den Tisch, den wir eben verlas- sen hatten, und machten Bemerkungen über das Licht, das Wetter und die Liebe, und nachdem sie ihren Spinnischnaps, den ihnen das Mädchen gespendet hatte, getrun- ken, verliessen sie uns wieder, ebenso lärmend und polternd, wie sie gekommen waren, uns noch eine gute Nacht wünschend. Ich fragte natürlich das Mädchen, was das alles zu bedeuten habe, und sie sagte mir nun, dass die Er-

schienenen die ledigen Jünglinge des Dorfes seien, die uns «gegraben» * hätten. Diese ledigen Burschen üben nämlich, wenn sie zwei Liebende beisammen wissen, wie die «Haberer» in Bayern die Sittenpolizei aus, und wehe dem Pärchen, das ihnen den Eintritt ins Haus verwehren wollte oder das sie in unanständiger Weise beisammen finden sollten: die Demolierung des Hauses und Schimpf und Schande wäre ihm sicher!

* Der nächtliche Besuch der Dorfburschen bei einem Liebespärchen wird das «Graben» desselben genannt und erinnert wohl an das «Graben eines Fuchses».

Es war ein Uhr morgens, als ich von dieser ersten Brautfahrt nach Hause kam, und es war mir wie einem Trunkenen zu Mute, der sich und seine Verhältnisse nicht mehr begreifen kann. Natürlich suchte ich daselbst bald mein Lager auf und schief sofort ein. Als der Sonntagmorgen über die Berge heraufdämmerte, so still und friedlich wie noch nie auf dieser Höhe, war ich schon an meiner Morgentoilette, mit der ich es nicht so genau zu nehmen hatte. Der Talpfarrer war bei dem ausnehmsschönen Wetter an diesem Tag auch früher erschienen als gewohnt und zeigte eine äusserst gute Laune.

Ich hätte dem guten Manne mein stilles inneres Glück gerne sogleich mitteilen mögen, wenn die quälende Ungewissheit meiner Lage mich nicht beunruhigt hätte. Ich schwieg also und freute mich an der Schöpfung, die in diesem Momente gar innig zu meinem Herzen sprach. Ein Dutzend zutrauliche Spiegelmeisen und Finken grüssten mich freundlich am Fenster, und unwillkürlich

kam mir Remus in den Sinn, dem, als es sich um den Namen der gegründeten Stadt handelte, zwölf Geier erschienen. Er hatte sich über dieses günstige Himmelszeichen voreilig gefreut und nicht daran gedacht, dass seinem Bruder Romulus vierundzwanzig dieser Vögel erscheinen könnten, was der Sage nach geschehen ist. War es nun nicht auch möglich, dass in meinem Falle das Gleiche stattfinden konnte, und war dann mein zu früher Jubel nicht für immer zerstört? «Verflucht sind die Wahrsager, Zeichendeuter und alle diejenigen, die auf den Vogelflug oder Vogelschrei achten!» heisst es in der Bibel, und dieser Ausspruch kam mir nun beinahe als Trost in den Sinn! Als die gewohnten Klänge der Glocken die Bergleute zur Kirche riefen, trat auch ich meinen Weg dahin an, weniger um meine Geliebte zu sehen, als in dem wirklichen Drange, dem gütigen Herrn des Himmels für die mir gegebene Gabe zu danken und ihn zu bitten, mir sie zu erhalten. «Ist Gott für mich, wer will wider mich sein!» war der Jubel, der mein freudezitterndes Herz durchbebt.

Nach der Kirche blieb ich zu Hause; denn eine gewisse reine Scham über meine Tollkühnheit und das Wissen der Jungmannschaft des Dorfes hielt mich von dem Besuche des mir jetzt so teuren Hauses ab. Ich hatte mein Herz die verflossene Nacht verschenkt, aber nicht ganz; ich wollte es auch behalten in ungewohnter Innigkeit für meine lieben Schulkinder! Doch wenn man Liebe spendet, wird man nicht ärmer, sondern im Gegenteil immer reicher, so dass man immer mehr zu geben

vermag, und so ging es auch mir. Das ungeahnte Glück machte mich nicht pflichtvergessen, sondern gerade pflichteifrig. Mein Beruf war ja mein ganzes Vermögen, und um des geliebten Herzens täglich würdiger zu werden, gab ich mich völlig meiner Aufgabe hin. Die Liebe der Kinder, ihr seelisches Fortkommen, ihre geistige Entwicklung, ihr Lebensglück war mir das Heiligste, und dieses war das Ziel meines ganzen erziehenden Unterrichts. Hatten mich die Kinder verstanden und begriffen und liebten sie mich, so musste ich damit auch die Eltern gewonnen und mir dadurch neue Freunde geschaffen haben, welche die Bemühungen meiner Feinde vereiteln mussten.

Die erwarteten Feinde, die eine Verbindung zwischen mir und dem Mädchen meiner Wahl zu hintertreiben suchten, zeigten sich bald; sie operierten aber nicht ehrlich vor den Augen, sondern wie Hallunken hintenherum. Dessenungeachtet kam es aber doch so weit, dass die Mütter meiner Verehrten zu unserem Verhältnis ihre Zustimmung gab und unsern Herzensbund sogar durch Handauflegen segnete.

Immer inniger wurde mit der Zeit unsere gegenseitige Liebe und mit dem Frühling draussen in der Natur zog auch ein Frühling ein in unsere Herzen.

Wenn die Knospen sprangen und die Bäume ihre ersten Blüten trieben, war es mir jedesmal wunderseelig im Gemüte geworden; doch diesmal war mir dieses Glück versagt. Die Bergveilchen im Gebüsche, die Primeln und Enzianen im Grunde, der Jubel der Waldsänger – alles stimmte mich äusserst weh-

mütig. Ich dachte an meinen immer näher kommenden Abschied, und auch die lieben Kinder empfanden ihn lange voraus. Wenn ich in der Schule davon sprach, so sah ich Tränen in den Kinderaugen, und ich selbst hatte Mühe, dieselben zurückzuhalten.

In der letzten Zeit meines Bergaufenthaltes bekam ich nochmals die Liebe meiner Schüler in ihrer ganzen Innigkeit zu fühlen. Sie bereiteten mir geschwungenen Nidel in der Schulstube; sie verlangten dieses oder jenes bescheidene Andenken von mir und gaben mir solche von ihnen; sie verkürzten mir durch ihr trauliches Geplauder die Abendstunden; sie sangen mir ihre Liedchen, die sie bei mir gelernt hatten; sie wollten mit mir noch einige Spaziergänge da- und dorthin machen und führten mich dann selig träumend die Anhöhen rings hinauf und hinunter. Übermorgen! Morgen und nochmals einen Morgen! hiess es wie bei den Kindern vor Weihnachten und dann war der Examentag da. Der Inspektor sah vieles, was ich gewirkt hatte; aber die Hauptsache, das Schönste, sah er nicht, weil er kein Verständnis für dieses hatte; aber die Eltern sahen es, und die Schüler empfanden es, nicht nur für einen Augenblick, sondern fürs ganze Leben.

Das schönste Zeugnis über meine treue Wirksamkeit gab mir ein paar Tage vor meinem Weggang ein siebenjähriges Büblein, das mir ewig in der Erinnerung bleiben wird. Es hiess Peter und war das geliebte Söhnchen armer Leute. Wegen schwächerer Konstitution und angeborener Blutarmut war es geistig etwas schwach entwickelt und be-



griff äusserst langsam. Wenn es als ABC-Schütze einen Buchstaben lesen oder schreiben sollte, so ging das oft eine Ewigkeit, bis der Begriff fest in seinem Kopfe sass.

Eines Tages hatte ich diesen Schüler das «u» gewiss einige hundertmal an die Wandtafel schreiben und aussprechen lassen, und immer, wenn ich ihn zerstreute und hernach die Aufgabe wieder an ihn stellte, merkte ich, dass meine Mühe umsonst gewesen war.

Fast verzweifelnd kam mir ein rettender Gedanke. Ich nahm das mir sonst liebe Büblein an der Hand und führte es in den Gang hinaus, küsste es herzlich auf die Stirn und sagte ihm voll inniger Bewegung, dass es mir lieb, sehr lieb sei, dass mich aber das recht schmerze, wenn es seine Sache immer und immer wieder nicht könne und seine Mitschü-

ler deshalb beständig über es lachen. Ich zog die Kreide aus der Tasche, schrieb ihm ein «u» an die Studentür und sagte ihm dann mehrmals, wie der Buchstabe heisse. Es musste mir denselben nun so oft nachbilden und aussprechen, bis ich glaubte, es könnte dies nun begriffen haben. Dann liess ich es meine Freude über sein endliches Begreifen empfinden, herzte, küsste und führte es wieder in die Schulstube zurück. Da wandte ich mich an die Schulkinder und sagte ihnen: «Wisst ihr, der liebe Peter da ist nicht so dumm, wie ihr glaubt; er hat seine Gedanken nur mehr bei den Waldvögelein als in der Schulstube, und deshalb geht es oft so lange, bis er die Sache begreift. Jetzt kann er aber gewiss ein «u» machen; er hat es draussen auch gekonnt», und als ich ihn an die

Wandtafel führte, um da sein Können zu beweisen, konnte er seine Sache ganz perfekt und schaute mich freudestrahlend an. Später hatte ich dieses Verfahren noch oftmals wiederholt, und der Junge machte zu meiner Überraschung prächtige Fortschritte.

Zu diesem Büblein sagte ich nun ein paar Tage vor meinem Weggange: «So, Peter, jetzt gehe ich bald fort und komme dann nicht wieder; was machst du dann?» Das Büblein sah mich mit grossen, tränenfeuchten Augen fragend an und sagte recht wehmütig und treuherzig zu mir: «Dänn tuä i halt rägge!» (dann tu ich weinen), und als ich es über den Grund seines Weinens fragte, teilte es mir in ebendemselben Tone mit: «Will d'mir halt erschrockeli lüb bist!» (weil du mir eben schrecklich lieb bist), und schmiegte sich traurig an mich.

Nachdem ich unter Tränen von meinen Bergkindern Abschied genommen hatte, drückte ich auch meiner Geliebten zum letztenmal herzlich die Hand. Auch da gab es herzwarmer Tropfen. Dann ging es an der Seite eines lieben, unvergesslichen Freundes mit feuchten Augen und oftmaligem Zurücksehen hinunter in das nächste Taldorf, und nachdem ich mit diesem unter öfterm Anstossen auf ein einstiges schöneres Wiedersehen noch eine Flasche Sassella geleert und dann ihm zum Abschied in treuer Liebe noch seine

derbe Hand gedrückt hatte, ging ich – mein Herz in den Bergen zurücklassend – der Station Landquart zu, von wo ich mit der Eisenbahn nach Winterthur fuhr.

Wie ich vorausgeahnt, ist das Gebäude meiner einstigen Jugendliebe durch Bemühungen erbärmlicher Neider in ein nichts zusammengesunken; aber eins ist mir geblieben – ewig jung und ewig frisch – die Erinnerung an meine lieben Bergschulkinder und mein Herzensglück im vergessenen Winkel!

Nachwort der Redaktion

Nicht mehr mit 26 Schülern wie im Jahre 1872, sondern nur noch mit 6 Schülern wird die Zwergschule Schuders heute geführt. Die Wegverhältnisse erlauben es nicht, die Schule nach Schiers zu verlegen. Noch immer wird mit Eifer und Hingabe geübt und gelernt.

Wenn auch die Romantik, die der Lehrer Karl Albert Rutishauser im vergessenen Winkel gefunden und beschrieben hat, längst vergangen ist, so bleiben Grundwahrheiten, die er auf seinem Lehmofen ausbrütete, heute noch bestehen. Teilweise sind sie meines Erachtens sogar neu bedenkenswert und neben der Fülle kompliziert ausgedrückter pädagogischer und didaktischer Errungenschaften der Erziehungswissenschaften als einfacher Ausdruck eines Praktikers hoch aktuell.

St. N.